

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 24

Artikel: Naturwunder der Insel Marajó im Amazonenstrom
Autor: Goeldi, Emil A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Naturwunder der Insel Marajó im Amazonenstrom.

Vortrag, gehalten am 29. Juni 1899 vor der Geographischen Gesellschaft in Bern.

Von Dr. phil. Emil A. Goeldi, Museumsdirektor in Pará.

Mit vier Original-Illustrationen nach photographischer Aufnahme des Verfassers.

Die in das Aestuarium der Amazonas-Mündung eingefeierte Insel Marajó liegt zwischen dem Äquator und dem 2. Grade südlicher Breite. Sie ist weitaus die größte in dem komplizierten Insel-Gewirre, welches dort zu einem kompakten Archipel vereinigt steht. Ihre Oberfläche wird zu annähernd 42,000 km² veranschlagt, eine Zahl, die uns zu interessieren vermag, da die Schweiz mit 41,316 km² so ziemlich genau dasselbe Ausmaß aufweist. In der Flucht der gemeinsamen Küstenlinie schließen sich nach Nordwesten die beiden Gilande Mexiana und Caviana an, teils unter dem gleichen Breitengrade, teils leicht nördlich davon; ersteres wurde in den 50er Jahren von dem englischen Naturforscher und Zoogeographen Alfred Russel Wallace besucht, der eine anschauliche und lebenswerte Schilderung hinterlassen hat. Marajó hat auf zwei Seiten, nämlich gegen den atlantischen Ozean und den Süd-Kanal der Amazonen-Mündung selbständige, scharf abgehobene Umriffe, während, wie ein Blick auf die neuen Karten lehrt, eine genau definierte Grenze nach innen zu fehlt. Dieses Verhältnis findet nun, — was aus den Karten nicht zu ersehen ist — seinen Ausdruck auch in der Physiognomie des Landes: eine Diagonallinie, die schief durch die Insel, einerseits durch die Mündung des Rio Cajuana, andererseits durch diejenige des Rio Atuá, gezogen wird, zerlegt Marajó in eine Nordost-Hälfte, die ihr Charakteristikum in ausgedehnten Campos- oder Sabannenebenen besitzt und den Schauplatz einer bedeutenden, wenn auch technisch wenig vervollkommenen Viehzucht ist, und in eine Südwest-Hälfte, wo der typisch amazonische Urwald dominiert, und unter dem Zeichen des Wassermannes die Kautschuk-Sammelerei blüht. Beiden kommt in Flora und Fauna ein besonderes Gepräge zu, aber die Kenntnis dieser Thatsache, selbst in ihren größten Umrissen, ist noch verhältnismäßig jung und eine ernstliche geographische und naturhistorische Erforschung ist erst in der Neuzeit angebahnt worden. Von den vielen Naturforschern, welche früher den Amazonas bereisten, haben bloß einige wenige die Insel Marajó berührt; es geschah in der Regel nur während kurzen Stunden und ausnahmslos an einer bequemer zugänglichen, weil an der großen Handelsstraße gelegenen Strecke der Südwestperipherie, in den Breves-Kanälen.

Ich aber möchte Sie in die so gut wie unbekannte, schwieriger zu erreichende Nordstraße der Insel hinausführen und indem ich in botanischer und geologischer Hinsicht auf die im „Boletim do Museu Paraense“ (Bd. II, pag. 258 seq.) und im „Globus“ (Bd. 73, Nr. 5—7) erschienenen Spezialarbeiten meiner Kollegen verweise, erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit zu erbitten, für einige Fakta zoologischer Natur, die mir die Qualifikation von Wundern zu verdienen scheinen.

* * *

Eine Besprechung der Tierwelt im engern Anschluß an die verschiedenen Landschafts-Kategorien [das Campo-Gebiet oder die offene GrasEbene mit ihren Tejos und Binnen-Lagunen anderseits; die Flüßüfer; die Meeresküste] hätte zwar ihre unleugbaren Vorzüge, indem so jeweils ein abgerundetes Bild organischen Lebens angebahnt würde; sie bietet jedoch gegenüber dem Wesen und dem Rahmen eines kurzen Vortrages gewisse didaktische Schwierigkeiten, die mich bewogen haben, das umgekehrte Verfahren einzuschlagen und die systematisch-zoologische Reihenfolge zur Richtschnur zu nehmen.

Affen spielen im faunistischen Gesamtbilde der Insel Marajó keine zu unterschätzende Rolle. Allerdings nicht vom Gesichtspunkte der Arten-Mannigfaltigkeit aus, denn es trifft auf die durch die früher erwähnte Diagonale abgetrennte Nordosthälfte der Insel vielleicht kaum mehr als drei bis vier Arten, dafür machen sie sich durch ihre Häufigkeit und Individuenzahl immerhin genugsam bemerklich. Es ist einleuchtend, daß sie in ihrer Gritzen an Lokalitäten gebunden sind, wo es zur Bildung von Hochwald-Vegetation kommt und diese

sind in erster Linie durch die bewaldeten Ränder der Flüsse und Seen, sowie durch gewisse Strecken der Meeresküste geboten, während die Binnenland-Waldinseln (Tejos) in dem Maße ungeeigneter werden, als dazwischen liegende Campos-Flächen mit ausschließlichem Graswuchs erheblicher die Kontinuität der Waldzone unterbrechen.

Wer auf einem ruhig dahin gleitenden Fahrzeuge in einen der einsamen, mit Naturreizen reichlich bedachten Flüssen der Nordost-Ecke von Marajó einfährt, dessen Auge und Ohr wird häufig genug aufmerksam auf Gesellschaften eines großen, aus der Ferne völlig schwarz anzusehenden Affen, *Mycetes belzebul* des rothändigen Brüllaffen, so geheizt, weil seine Hände und der Enddrittel des muskulösen Schwanzes durch die braunrote, mit dem Alter intensiver werdende Färbung der Haare bei Betrachtung aus der Nähe abstechen von der pechschwarzen Gesamtkarbe. In Rudeln von zehn bis zu zwanzig Stück, die ihrem sozialen Wesen nach offenbar mehr oder weniger erweiterte, einheitliche, nach außen abgeschlossene Familien darstellen, unter der Oberleitung eines alten Männchens, das seine Souveränität und Patriarchen-Würde in direkter Weise aus der Stärke seiner Eckzähne und deren nachdrücklicher Handhabung herleitet, sehen wir diese melancholisch veranlagten Viehhänder auf irgend einem durch seine besondere Höhe und Dimensionen imponierenden Waldriesen postiert. Sie sind imstande uns nahe genug heranzukommen zu lassen, um deutlich wahrnehmen zu können, wie etwa einzelne ältere Herren, lässig der Länge nach über einem dicken Horizontal-Aste liegend, Arme und Beine zu beiden Seiten herabhängen lassend, behauchte Ruhe pflegen, während andere nach einem saftigen Blatttriebe, einer Blüte oder Frucht Umlauf haltend, gemütlich im Gezweige herumsteigen. Dort bejagt eine Mutter ihre Hausgeschäfte, die im wesentlichen darin bestehen, ihrem Jüngsten das Ungeziefer aus dem Pelze herauszuleren und etwas abseits tummelt sich in neckischem Turnspiel die bereits einigermaßen selbständig gewordene Jugendsschar, die das Leben leicht nimmt und keine Sorgen kennt.

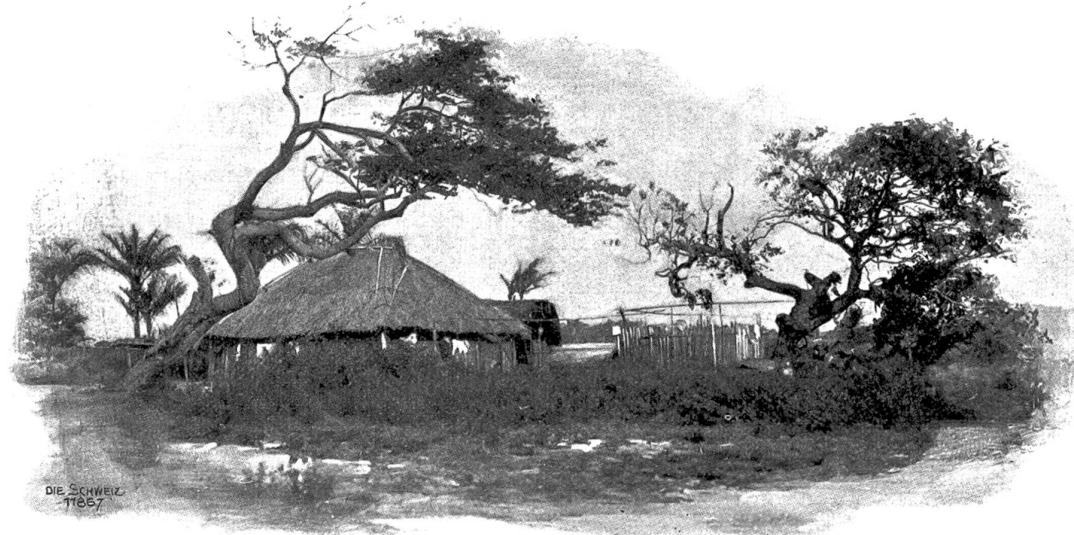
Hei, welche totale Veränderung bringt da mit einem Schlag in die Szenerie ein lautes Geräusch, ein Schuß unsererseits! Alles stiebt auseinander unter dem Banne der tollsten Panik; hier ein sich bewegender Ast, dort eine sich beugende Bananustraube verraten noch auf Augenblick die Richtung der Flüchtlinge waldeinwärts. Wir hören noch das Knistern trockener Rohre, brüchiger Reisig, fallender Blattwische, vielleicht einmal untermischt mit einem schweren Fall und darauf folgenden kurzen Verzweiflungsschrei — es war wohl ein Junges, das sich in seinem Sprunge verrechnet. Das alles war das Werk von minder als einer Minute. Darauf völlige Stille; aber schon die nächste Biegung des Flusses kann uns abermals eine Wiederholung des immer unterhaltenden Schauspiels bringen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich die Bemerkung einfließen, daß mich stets der Gegensatz frappiert hat, welcher im Wohnort-Charakter zwischen dem rothändigen Brüllaffen im Norden und seinem Vetter, dem braunroten Brüllaffen im mittleren Brasilien, ausgesprochen liegt. Während die letztern, *Mycetes fuscus*, im Orgelgebirge des Staates Rio de Janeiro ein erklärter Bergwaldbewohner geworden ist, den ich bis über 1200 Meter über Meer und an steinigen, trockenen Hängen angetroffen habe, wo er in den Winter-Monaten Temperaturen bis zu drei Grad unter Null auszuhalten hat, sehen wir den ersten (*Mycetes belzebul*), auf der andern Seite in den flachen Niederungswäldern der Flüßänder der äquatorischen Insel Marajó ein das ganze Jahr hindurch amphibisches Leben führen, das sich zur Regenzeit zu einer Art Pfahlbauten-Eröffnung gestalten muß. Dort eine ausgeprägte Vorliebe für felsige Bergwälder, wo das zum Trinken erforderliche Wasser oft stundenweite Erkundionen nach den durch wildromantische Schluchten stürzenden Bächen erheischen kann, hier ein hydro-

philes Naturell, das gewohnt ist, einen Überschüß von dem in Kauf zu nehmen, was anderwärts in der nötigen Menge zu beschaffen, an heißen Sommertagen nicht ohne Mühe sich erreichen lässt.

Alle mir aus eigener persönlicher Erfahrung bekannt gewordenen Brüllaffen-Arten haben dasselbe charakteristische Geschrei. Es ist ein viertel- und halbe Stunden lang andauerndes „go—go, ho—go—ho, go—ho“, gedehnt ausgesprochen, mit dumpf klingendem o; verschiedenes Alter bedingt die deutlich herauszuhörenden Differenzen in Höhe und Klangfarbe und dadurch, daß die einzelnen Mitglieder zu verschiedener Zeit einsetzen und offenbar durch gegenseitige Suggestion angefeuert werden und in Eifer geraten, kommt jene abenteuerliche musikalische Leistung zustande, die auf Alexander von Humboldt während seines Aufenthaltes im äquatorischen Amerika, laut seinem Zeugnis so tiefen Eindruck zu machen vermochte. Das Brüllaffen-Konzert, das zumal in den Morgen- und Abendstunden vom Flußrand herauf erkönt, mitunter unterbrochen oder begleitet von dem dumpf-nasalen Gebrüll des Jaguars, welches aus der Richtung eines nahen Tejo erhält, bildet unser tägliches Schlummerlied, bevor uns der Schlaf übermannt in der Hängematte auf der offenen Veranda der einsamen Biehgehöfte, welche wir auf unseren naturwissenschaft-

Bon Raubtier sind auf Marajó zunächst der Jaguar (*Felis Onca*), der Waschbär (*Procyon cancrivorus*) und der brasilianische Fuchs (*Canis brasiliensis*) als solche zu erwähnen, mit denen der Reisende alsbald bekannt zu werden Gelegenheit findet. Letzterer, den ich dort nie anders als mit einem gräulich melierten Haarkleid ausgestattet sah, führt auf dem offenen Campos und den eingesprenghen Tejo-Hainen daselbe Leben, wie bei uns Meister Reinecke zu wonniger Sommerezzeit. Der Waschbär aber, ein etwas verdrießlicher Geselle, auf langen, dünnen Spinnenbeinen, liegt zur Ebbezeit auf den bloßgelegten breiten Schlammböschungen oder in Mangrove-Wurzelwerk der Krabbenjagd ob, deren harte Scheeren und Panzer er mit seinen scharfen Zähnen meisterhaft aufzuschnacken versteht; die heißen Tagesstunden verschläft er gerne in einer Astgabel oder in der Höhlung eines alten Cajú-Baumes. Dasjenige Raubtier aber, welches dort unser Interesse in hervorragendem Grade wachzuhalten imstande ist, bleibt zweifelsohne der Jaguar, der in der Nordosthälfte von Marajó unbestreitbar eine bis zum heutigen Tage häufige Erscheinung bildet. Dies gilt zumal für den atlantischen Saum, dann aber auch für die demselben vorgelagerten physiognomisch und genetisch identischen Inseln des Flechas, Mexiana und Gavianna. Für Mexiana konnte schon Wallace die Häufigkeit des Jaguars



Auf der Fazenda Pacoval, Cap Magoaré (Insel Marajó). Vom vorherrschenden Winde schiefgeklasste Bäume.

lichen Studienreisen zu unseren Standquartieren ausgewählt haben.

Die Waldstreifen längs der Fluß- und See-Ufer beherbergen in gleicher Weise auch eine Art der zierlichen *Saimiri* von Eichhorn-Aefsch (S. sciurea). Neugierig und doch scheu winselnd und pfeifend, tummeln sich diese kleinen Kreaturen, die mit ihrem schwarzen Maulring aussehen, als hätten sie an einem Holzunder- oder Heidelbeer-Mus genascht, zwischen den schlanken Bambus-Röhren oder auf den schönen Fächerblättern der Mirty-Palme und bekunden eine gespensterhafte Behendigkeit.

An Fledermäusen, großen und kleinen, verschiedenster Art ist auf Marajó wahrlich kein Mangel. Noch hat sich die Abendsonne nicht hinter die endlose Campos-Ebene herabgesenkt, so schwirren sie in der Luft in ihren unberechenbaren Cabriolen, allenfalls am Waldrand, über dem Biehgehöfte, über dem Flußspiegel, am Seeufer, und nicht wenige liegen ihrem Nahrungsvererde bis in den hellen Morgen hinein ob. Die Volksmeinung steht diesen Geschöpfen in alter und neuer Welt unsympathisch gegenüber; in Biehzucht-Gegenden, wie eine solche die atlantische Hälfte von Marajó ist, ist freilich teilweise berechtigter Grund zur Misgung vorhanden, denn die schmalflügeligen *Dysoptes*-Arten z. B. sind erwiesenermaßen professionsmäßige Blutsauger, die sowohl die Haustiere, als auch den Menschen an gewissen Lokalitäten und zu gewissen Jahreszeiten erheblich zu belästigen vermögen.

konstatieren; ich weiß aus neueren Erkundigungen an Ort und Stelle, daß seit den 50er Jahren in dieser Hinsicht keine wesentliche Veränderung Platz gegriffen hat. Der Jaguar, die drittgrößte Raubtier der Welt, die sich unmittelbar an Löwe und Tiger anreih, findet dort an der Amazonas-Mündung offenbar ein Zusammentreffen einer Mehrzahl von ihm besonders günstigen Existenzbedingungen: ein großartiges Netz größerer und kleinerer, fischreicher Flüsse, die zu beiden Seiten mit einem Saum vielfach undurchdringlicher Hochwald-Bewertation eingehakt sind, während ausgedehnte Savannenflächen die Zwischenräume ausfüllen; die großartige Biehzucht, welche seit ungefähr 1½ Jahrhunderten dort einheimisch ist, während doch die menschliche Bevölkerung eine auffallend dünn gefäste blieb. Er ist eben, wie so manche andere Feliden, eine hervorragend glücklich angelegte Natur, indem er im Wasser ebenso gut zu Hause ist, wie auf dem Festland und aus den Terrain-Schwierigkeiten, wie sie Marajó bietet, ebenso viele Vorteile zieht, als der Mensch Nachteile, jedesmal wenn es sich um eine ernsthaftige Verfolgung handeln sollte. Der Jaguar schwimmt und taucht wie ein Fisch und das Übersezen über einen Strom, einen Meeresarm, nach einem Uferwald oder einem Giland, wo für ihn etwas zu holen ist, bedeutet für ihn nicht nur keine Anstrengung, sondern eher einen auf täglichem Pirschgang mit Vorliebe betriebenen Sport. Den Biehzüchtern schadet er namentlich durch das Schlagen der Kälber und jüngern Kinder; er holt aber auch nicht ungern etwa einen unvorsichtigen Haus-

hund vom Gehöste weg, das er nächtlicher Weile zuweilen mit unglaublicher Dreistigkeit umkreisi. Ich habe es mir angelegen sein lassen, von zuverlässigen Großgrundbesitzern Erfundigungen einzuziehen über die Größe des von Jaguaren ihrer Viehzucht zugefügten Schadens und bin zu dem Resultate gekommen, daß derselbe längs des atlantischen Küstenstriches jährlich durchschnittlich zwischen $1/2$ bis $3/4$ % des Gesamtviehstandes zu schwanken pflegt. Dabei gibt es Striche, die besonders geplagt sind; für die vorhin genannten Inseln draußen sind die Verhältnisse wesentlich augenfälliger und bezüglich der Insel das Flechas höre ich berichten, daß der dortige Besitzer den Verdrüß hatte, seinen kleinen, auf ca. 30 Stück sich belaufenden Viehstand binnen Jahr und Tag von Jaguaren gänzlich vernichtet zu sehen, die vom Festlande herübergeschwommen kamen.

Indessen möchte ich der irrgen Annahme, als hätte man es in jenen Gegenden auf Schritt und Tritt mit dieser stattlichen Raubtierform zu thun, entgegentreten. Man kann Wochen und Monate dort zu Besuch sein, Tag für Tag den Campo in jeder Richtung durchstreifen, ohne auch nur einmal einen Jaguar zu Gesichte zu bekommen.

So erging es mir und meinen Begleitern trok wiederholten, längeren Aufenthalten und ich erinnere mich bloß eines einzigen Falles, wo in den Nachmittagsstunden ein Jaguar an unserem Gehöste vorüberstrich, wovon wir aber leider die Nachricht erst mit einer Verspätung von mehreren Minuten erhielten. Er ist eben den Tag über weniger agil. Weit öfter stoßen natürlich die Viehhirten mit ihm zusammen auf der Ausübung ihres Handwerkes. Zu hören aber bekommt man ihn auf den Fazendas der Küstenseite zur Genüge in später Abend- und früher Morgenstunde; es trennen uns vielleicht wenige hundert Meter von dem „Tejo“, von welchem das Gebrüll herkommt und regelmäßig konnte ich in einem solchen Haine bei Tage die Stelle konstatieren, an welcher der Jaguar in der vorigen Nacht nach Hauskatzen-Art seinen Roth eingefasst hatte; die respektablen Fußballen-Eindrücke in der frischen Erde, die ich mit meiner Hand kaum zuzudecken vermochte, ließen keinen Zweifel aufkommen. Das zerstreut herumstehende Vieh, von dem bloß eine Anzahl junger Kälber über Nacht in die Gehege eingetrieben werden, gibt ebenfalls zu verstehen, daß es die Stimme des Erfeindes kennt; die Kühe werden unruhig, der ausgewachsene Bulle steht vom Boden auf, regt sich kampflustig und erwidert den Fehderuf, die weidenden Pferde spitzen die Ohren.

Der rauhe, handfeste Schlag der „Baqueiros“ (Kuhhirten) gibt die regelmäßigen Lieferanten lebendiger Jaguare für den zoologischen Garten des neuen naturhistorischen Museums in Pará. Innerhalb der letzten Jahre sind uns bereits ein halbes Dutzend lebender Marajó-Jaguare zugekommen, darunter ein Brachtsiel von der schwarzen Varietät; zur Stunde enthält unser Etablissement drei Exemplare von dorther, einen alten und ein Geschwisterpaar vorjähriger Junger. Die Begegnung mit dem Jaguar auf der offenen Savanne bedeutet für den berittenen Baqueiro ein willkommenes Ereignis; wenn er seine von ihm unzertrennliche Waffe, den Lasso, zur Geltung bringen kann, so dürfte der erstere in der Regel den Kürzeren ziehen, er mag sich auch noch so ungeberdig benehmen. Da einzelne Grundbesitzer, in ihrem eigenen Interesse, auf Einlieferung jedes toten oder lebendigen Jaguars eine Prämie ausgezahlt haben und andererseits auch für lebende Exemplare ein ständiger Abnehmer im Zoologischen Garten des Museums in Pará erstanden ist, wird die Jagd von den „Baqueiros“ in den letzten Jahren eifriger betrieben und, weil dieses Verfahren am einträglichsten ist, gehen sie namentlich darauf aus, zur Wurfzeit (die auf April-Mai zu fallen pflegt) den Alten in einem unbewachten Augenblick die Jungen wegzunehmen. Sie suchen den Moment zu erspähen, wo die Mutter ihre Nachkommenschaft, in der Regel zwei, etwa am schattigen Raine eines „Tejo“ ein Weilchen sich selbst überlassen zu können glaubt, und einen Streifzug nach kleinerem Getier in die Umgebung unternimmt, eilen rasch herbei und schießen die fauchenden, wohlgenährten kleinen Kerle einfach in einen bereit gehaltenen starken Sack. Etwas größere werden geknebelt und gebunden; dann wird hurtig aufgesessen und schleunig der Heimweg angetreten, denn Ross und Reiter wissen, daß in ihrem Rücken ein Gewitter dräut. Im allgemeinen läßt sich aber doch nicht verkennen, daß die Kinderhirten verhältnismäßig wenig Aufhebens machen von der Gefährlichkeit des

Jaguars; es kommt, wie oben bemerkt, auf die örtlichen Umstände an und der Baqueiro zählt mit Recht auf Verständnis, Fügsamkeit, Schnelligkeit und Ausdauer seines Pferdes, — Tugenden und Vorzüge, welche bei der vorwiegend berittenen Lebensweise und dem stetigen Verkehr mit einem halbwilden Viehstaat zu einer wirklich erstaunlichen Ausbildung gelangen.

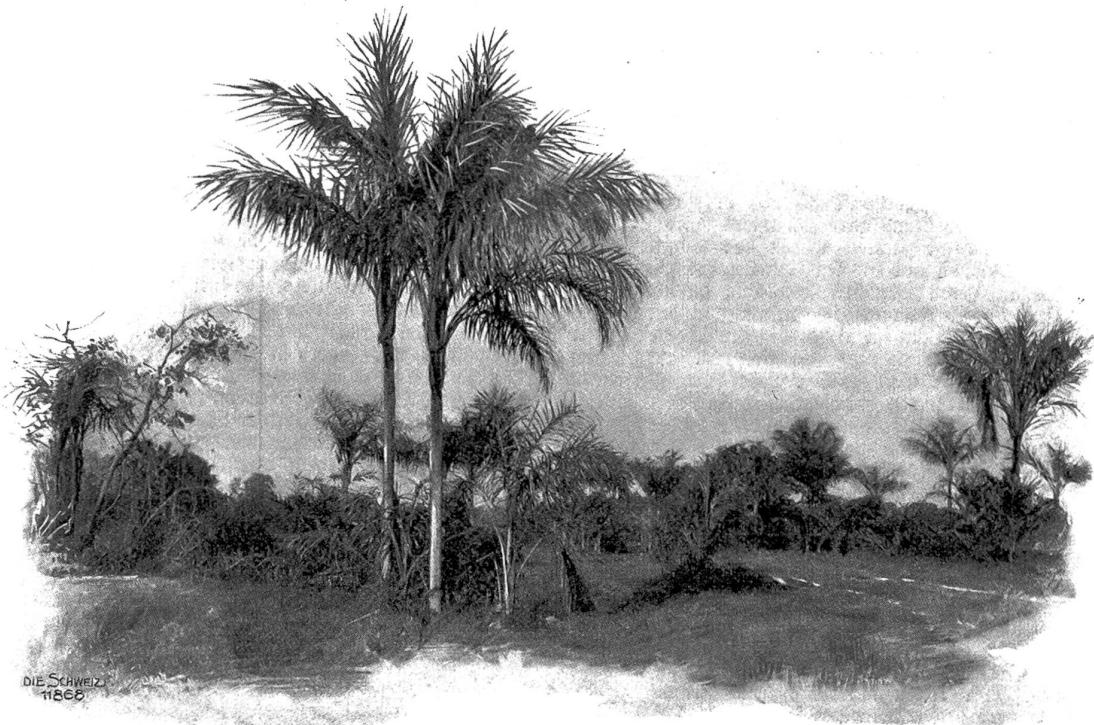
Ein wahres Eldorado ist die Insel Marajó für die größte Nagetier-Form der Jetztwelt, (Hydrochoerus capybara) — das Wasserschwein, die „Capivara“, wie sie seitens der einheimischen Bevölkerung geheißen wird, Bezeichnung die aus zwei indianischen Wörtern zusammengesetzt ist und „Herr des Grases“ besagen will. Das Tier darf füglich mit einem riesigen Meerschweinchen verglichen werden, bei dem die Längen-Dimensionen annähernd auf das 6fache gesteigert sind. Obwohl das Wasserschwein im cis-andinischen Südamerika vom Orinoco weg bis zum 34. Grad südlicher Breite an Flüssen, Sümpfen und Seen allenthalben zu treffen ist, in der Tiefebene wie in den Bergen bis zu 800 Meter und mehr Erhebung über das Meeressniveau, so hat sein massenhaftes Vorkommen auf mich nirgends den nachhaltigen Eindruck zu machen vermocht, wie auf dem Alluvions-Labyrinth der Amazonas-Mündung. Besteigen wir auf irgend welcher der Besitzungen am Cap Maguary zur Morgenstunde einen Kahn, und fahren wir eine Strecke flussaufwärts bis zu einer Dertlichkeit, wo in der Uferwald-Linie eine breite Lichtung zu sehen ist, die uns, nachdem die sanfte Böschung erklettert wurde, freie Aussicht gestattet über die anstoßende, weite Grasbene, so finden wir auf Distanz von etlichen hundert Meter zahlreiche, dunkle, langsam sich bewegende Körper über dieselbe ausgestreut, die auf den ersten Blick weidende Rinder zu sein scheinen. Es ist aber ein stattlicher Capivara-Rudel, dessen Kopfzahl sich auf fünfzig, achtzig bis hundert und noch mehr Stück belaufen mag. Entsenden wir einen Genossen mit dem Auftrage, den Rudel aufzutören und uns zuzutreiben, wobei wir von der Erfahrung ausgehen, daß die Flucht sicherlich wasserwärts und höchst wahrscheinlich durch die Lichtung geschieht. Sie stützen, ordnen sich zu einer Bogenlinie rechts und links um den Ruhesörper und beginnen langsam sich zu nähern. Allmälig aber verschnebelt sich die Bewegung, bis sie plötzlich zu einer tollen Flucht ausartet, wobei die seitens der behäbigen Rager an den Tag gelegte Kopflosigkeit uns manchen erfolgreichen Schuß anzu bringen erlaubt. Was aber auf den Schuß nicht liegen bleibt, dürfte für uns verloren sein, denn einer Geschüfkugel gleich, unter Ausstoßung eines schrillen Angstgeschreis, das auffallend an Hundegebell erinnert, stürzen sich die vordersten Alten, gefolgt von den mittelgroßen und kleinen, kopfüber über die Böschung hinunter ins rettende Wasser hinein. Tauchend wird nach Verlauf von Minuten das schwünde Dicicht des anderen Ufers, flussauf- oder flussabwärts erreicht; dort taucht erst die Nasenspitze zur Sicherung bloß ein wenig über dem Wasserspiegel hervor und die Flucht unter Wasser wird fortgesetzt, solange es nicht geheuer aussieht. Neberrumpelte, im Genick gefaßte Jungen stoßen ein durchdringendes, winselndes Pfeifen aus, welches einem durch Mark und Bein geht und sehr an ein vielfach verstärktes Pfeifen unserer heimischen Meerschweinchen mahnt. Achtung dabei vor dem Gebiß bei Groß und Klein, denn die bei einem so großen Rager bedenklich entwickelten vorderen Schrotzähne, die wie Raßermesser schneiden, verwunden gefährlich! — Die Capivara hat außer dem Menschen, der sie befreudigt, das Weideland zu verwüsten, in jenen Gegenden sozusagen keinen weiteren Feind mehr, als den Jaguar, der seine wichtige Herrscherpranke ihr in den Nacken setzt, wenn er Abwehrung in sein Menu bringen will. Aufgefallen ist mir an den Capivaras auf Marajó die eigentlich rotbraune Haarfarbe und der stark ausgesprochene Fischgeruch des Fleisches.

Vieleralio steht der Wassernot, welche periodische Überschwemmungen für flache Inundations-Savannen mit sich bringt, die gracile *Dasyprocta croconota* gegenüber, die feuerfarbene Art des südamerikanischen Goldhasen. Ich entfinne mich eines Falles, wo etliche Fischerbursche am Cap Maguary gelegentlich der im Beginne des Monat September 1896 eingetretenen Springslut binnen kurzen Stunden auf einer ringsum von Wasser cernierten, winzigen Waldinsel nicht weniger als 15 Stück mühelos mit dem Knüppel erlegen konnten.

An freilebenden Wiederkäuern beherbergt die Campos-Landschaft eine flüchtige, graziöse Hirsch-Art von Rehgrößen; an Zahnarmen (Edentaten) das weitverbreitete Gürteltier mit 9 Gürtelschildchen und dann den großen Ameisen-



Trockköpfchen.
Nach Pastell von Hans Meyer - Cassel.



Partie eines Teso-Hügels mit Tucumá-Palmen, Pindoval, Magoary (Insel Marajó).

bären (*Myrmecophaga jubata*), der es verdient, daß wir einen Augenblick bei ihm verweilen. Eine sprechende That-sache für die Häufigkeit dieses stattlichen Tieres in der Nordost-Ecke von Marajó vermag ich in der Erklärung zu bieten, daß wenn ich oder meine Angestellten behufs eines neuen Tier-transportes für den zoologischen Garten sich dorthin begeben, die Beschaffung von Ameisenbären (sowie übrigens auch von Capiváras und Wasch-bären) in der Regel auf die letzten paar Stunden vor der Abfahrt unseres Segel-schiffes verschoben wird. Dann zeigen sich ein paar Vaqueiros zu Pferd, reiten nach verschiedenen Richtun-gen landeinwärts, suchen mit ihrem solch' echten Naturmenschen-eigenen, scharfen Ge-sicht eine Campo-Wiese nach der an-deren, einen Tejohü-gel nach dem anderen methodisch ab und es geht meist gar nicht lange, bis ein Tamanduá aufgetrieben wird. Schon hat er den Lasso am Halse und nachdem er nach einigem Bäumen und Zerrn das Nutz-lose seiner Bemühungen zur Befreiung hatte einsehen müssen, trabt er schließlich resigniert quer feldein neben dem Reiter her, dessen einzige Arbeit darin beruht, Gräben, Wassertümpel, Gesträuchgruppen sorgfältig zu umgehen, weil es dort jedesmal zu erneuten Widerseglichkeiten kommt. Der Gesangene wird so buchstäblich bis an den mit offener Thüre am Fluß-rand bereit stehenden, starken Transportkäfig gegängelt, und

wenn es dann nicht im entscheidenden Moment noch an ein paar kräftigen Fäusten und der nötigen Umsicht fehlt, so sieht er auch im Nu schon sich hineingehoben und hinter Schloß und Riegel verjagt. Genau auf diesem Wege haben wir nun schon zu wiederholten Maleen Mütter in unsere Gewalt be-kommen, die ihr Junges auf dem Rücken trugen. Lebzigens ist mit dem starken Tiere nicht zu spassen, und wer jemals Gelegenheit gehabt, die zur Gröfzung eines Termitenhäufens erfor-derliche mechanische Kraftleistung zu schätzen, der wird, wenn der Tamanduá im Zorne sich bäumt, nach Kazenart faucht, mit dem mächtigen, buschigen Schweife um sich wirft, wohlweis-lich sich außerhalb des Bereiches der nervigen Bordertäzen halten, deren sickelförmige, abenteuerlich verlän-gerte Mittelkralle mit einem einzigen Kratz, wie wir selbst er-leben konnten, einer Capivara die Leibes-wand so radikal zu öffnen vermag, daß herausquellen. Eine der zoologischen Litteratur erst neuerdings durch uns be-kannt gewordene That-sache beruht darin, daß der große Ameisenbär auf seinen Streifzügen durch die Savannen öfters auf Nester und Gelege besonders von röhruhnartigen Bögeln stößt, deren Gier mit der Pfote eindrückt und den heraus-fließenden Inhalt mit seiner riesig langen, wurmförmigen Zunge aufschlürft. Wir machen uns im zoologischen Garten in Pará



Der Rio Arary auf der Höhe von Pindoval (Insel Marajó).

aus dem klaffenden Niß die Gingeweide herausquellen. Eine

der zoologischen Litteratur erst neuerdings durch uns be-kannt gewordene That-sache beruht darin, daß der große Ameisenbär auf seinen Streifzügen durch die Savannen öfters auf Nester und Gelege besonders von röhruhnartigen Bögeln stößt, deren Gier mit der Pfote eindrückt und den heraus-fließenden Inhalt mit seiner riesig langen, wurmförmigen Zunge aufschlürft. Wir machen uns im zoologischen Garten in Pará

diese Erfahrung zu Nutze bei der Ernährungsfrage frisch eingefangener Wildlinge; trotzdem aber hält es schwer, einen solchen Tamanduá länger als drei oder vier Monate am Leben zu erhalten. —

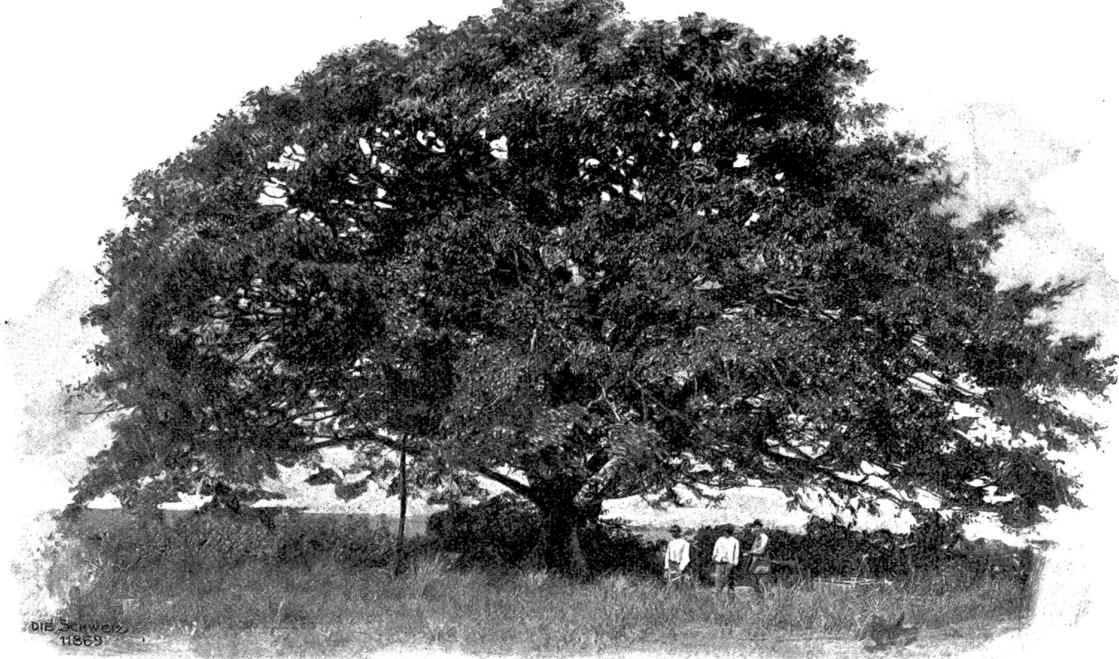
Einfach großartig, überwältigend, finnberückend ist die Vogelwelt auf Marajó entwickelt in Individuenzahl und Artenmangfaltigkeit. Es hat nicht an gewandten Federn gefehlt, die von der Ornis an der untern Donau, im Mittelalte farbenreiche Schilderungen entworfen haben. Ich aber möchte wie weiland Virgil, Torquato Tasso und Luiz de Camoës, die Musen um ihren Beistand anrufen, um in würdige Worte den gewaltigen Eindruck zu kleiden, den das Vogelleben an der Amazonas-Mündung und an den Gestaden des guyanischen Küstengebietes auf jeden Besucher notwendig ausüben muß. Natürliche Ein- und Ausgangspforte zur amazonischen Hylaea, als deren direkte Fortsetzung die urwaldbedeckte Südwest-Hälfte der Insel aufgefaßt werden muß, im Centrum ausgestattet mit einer beträchtlichen Campos- oder Savannenfläche gelten soll. Hängen wir die Flinten um und gürten wir uns mit dem Waldmesser, denn wir können in die Lage kommen, beides zu gebrauchen. Wir treten aus der offenen Veranda heraus und gelangen nach den ersten paar Schritten auf den freien, mit Flugland bedeckten Platz zu zwei von dem herrschenden Winde schief geblasenen Bäumen, wovon der eine ein rotblühender Cajueiro, der andere eine mit violetten Blütenbüscheln bedeckte Andira ist. Ein starkes Summen von einem Heer von Insekten trifft unser Ohr; gleichzeitig aber bemerken wir auch, daß ein gutes Dutzend glitzernder Kolibris an diesem Treiben mitbeteiligt ist, bald pfeilschnell ab- und zufliegend, bald rüttelnd auf Augenblicke vor diesem und jenem Blütenstrauß verweilend. Es sind ihrer mehrere Arten, aber wir überzeugen uns bald, daß am stärksten vertreten die Eupetomena hirundinacea, eine durch ihren langen Schwanzschwanz leicht zu erkennende Spezies. Wir kommen am Biehgelege vorüber; dort auf jener am Boden liegenden, wiederlauffenden Kuh läuft ein weißlicher Raubvogel, (Ibycter chimaenina) hin und her, beschäftigt, ihr das Ungeziefer abzulesen; zwischen den frischen Exrementen tummelt sich eine Schar schwarzer Stärlinge (Molothrus atronitens); auf den Latten und Pfosten des Geheges hört eine Bande nimmersatter schwarzer Nasgeier (Cathartes foetens), während ihre nobleren rot- und gelbköpfigen Vettern drüben am Waldbessaume mit ausgespreizten Flügeln auf hohem Bacuri-Baume die erwärmenden Strahlen der Morgensonne empfangen. Wir gelangen auf die freie Savanne. Hier und dort scheuchen wir einen in unscheinbares Braun gekleideten Pieper mit langem Sporne an der Hinterzeh hinter den Grasbüscheln auf (Anthus chii), aber er vermag unsre Aufmerksamkeit nicht in dem Grade zu fesseln, wie ein Trupp von Rübitzen, die uns mit einem hellen „Téu-téu“ begrüßen, aber sich beim flinken Herumtrippeln solange nicht stören lassen, als wir ihnen nicht allzu nahe auf den Leib rücken. Lag dies in unserer Absicht, dann allerdings bleiben sie stehen, nicken einige Mal mit dem Kopfe, wobei sowohl der schwarze Brustfleck, als die verlängerten Schopffedern in ihrer Schönheit zur Geltung kommen, stehen schließlich auf zu einem kurzen Flug auf wenig Schritte und sind dabei imstande, so hart über unsre Köpfe wegzustreichen, daß es den Anschein hat, als wollten sie uns die spitzen Sporne ihres Flügelgelenkes ins Gesicht schlagen. Je weiter wir uns auf die Grasflur hinauswagen, desto wahrscheinlicher wird die Begegnung mit dem durch seine mit dem Erdboden und vergilbten Steppengras bezüglich seiner Färbung übereinstimmenden und daher trefflich geschützten Vertreter des Rebhuhns (Rhynchotus rufescens). Wir nähern uns jedoch einem Tejo-Hain, von dessen Rand aus den Wipfeln stachelbewehrter Tucumá-Palmen zwei, drei verschiedene Raubvögel abfliegen, die rot gewellte Asturina magnirostris, der licht

blau-graue größere Accipiter tinus. In einem lauschigen Bereich trägt die einheimische Drossel ihr melodisches Lied vor. Von einem wütenden Zittergeichrei werden wir empfangen in der Nähe des Bambusgebüsches: es sind fahlgelbe, langschwänzige Madenfukucke (Guira guira), die eben dort ihr gemeinsames Kolonial-Nest angelegt haben. Ein paar farbenprächtige Amazonenpapageien (Chrysotis amazonica) erheben sich mit gellendem Rufe aus dem Gezweige eines höheren Baumes, von dessen Früchten sie ihren Morgen-Zimbis geholt, während uns im Unterholz auf Schritt und Tritt aufgegechachte Ziegenmäher und Ziedermäuse zu erkennen geben, daß sie trotz ihrer vermeintlichen Schlaftrigkeit und Lichtscheue uns doch früher bemerkten, als wir sie. Sehen wir jedoch ab von der Verfolgung all' dieses Kleingetiers, das hier zwitschert, zirpt, hämmert, pocht, raschelt und pickt und durchqueren wir den Tejo. Wieder sehen wir den Campo vor uns, diesmal ein Stück der mit Strauchwerk und sparrigen Savannen-Bäumen untermischten Landschafts-Art. Die Wipfel und höchsten Zweigspitzen hat ein zierlicher Tyrannide (Milvulus) mit ungeheuerlich verlängertem Scheerenchwanz zu seiner Warte auserlesen; zu gewissen Jahreszeiten finden wir ihn hier scharenweise und können uns kaum färtig sehen an dem neckischen Turnpiel, der graziosen Fliegymnastik dieser wirklich anmutigen Kreaturen. Schwärme eines grünen Keilschwanzfittichs mit gelbem Augenring (Conurus aureus) treiben sich unter gellendem Kreischen zwischen den Bäumen umher, plan- und ziellos, und augenscheinlich bloß geleitet von den Unwandlungen augenblicklicher Laune. Lassen wir uns nicht bethören durch den monotonen zweiflügigen Ruf des fagenumwobenen Saci-Fukucks (Diplopterus naevius), denn es würde uns doch schwer halten, den Kobold je zu Gesichte zu bekommen und suchen wir lieber zu ergründen, wer der Urheber des Rucksens und Girrens ist, welches uns dudengfach aus dichten Laubkronen und aus dem verschlungenen Gestrüpp entgegentönt. Unsere Ahnung, daß es Tauben sein möchten, erweist sich bald als richtig; in der That stören wir mehrere Arten der niedlichen südamerikanischen Zwergtäubchen (Chamaepelia passerina und Columba griseola) auf, daneben aber auch mittelgroße und große Vertreter der Sippschaft, die forsyliente Zanaiña maculosa mit metallisch glänzenden schiefen Halszeichen und die düster gekleidete Chlorooea rufina; letztere zumal zieht den Tag über in beträchtlichen Scharen in die Campos-Region hinaus und kehrt abends in die Taboca-Bestände der Flußufer zurück. — Wir haben eine feuchte Boden-depression erreicht, deren Sohle ein Bestand von mannhohen Aroideen, Pontederien und ähnlichen Wassergewächsen einnimmt. Auf den fetten Matten, die die Mulde einrahmen, treten uns bald zwei farbenprächtige Glieder der Trupial-Familie entgegen, die dort zu Lande unsere altweltlichen Staare vertritt: es ist einerseits der zutrauliche Aritaúa (Gymnomystax melanicterus), in Gelb und Schwarz prangend und mit dem Pirol vergleichbar, anderseits der mit scharlach-rotem Brustfleck ausgezeichnete, übrigens schwarze Leistes guyanensis. Drinnen, im schattigen Uningal stöbern wir den einen oder andern Bucconiden auf, schlafende Gesellen, untergezte Gestalten mit großen Köpfen, mit denen der Volkshumor seinen Spaß treibt, Nachtschwalben und der gleichen lichtscheues Volk mehr. Wir wenden uns zur Rückkehr, schlagen aber hiebei den Weg längs der Waldlinie des Flußufers ein. Da stoßen wir denn bald in den halbhohen Stauden und Sträuchern auf Flüge eines in Purpur prunkenden Cardinals (Parvaria gularis), auf eine Unzahl von dichtschnäbeligen, kleinen Finken, grau-schwarzen und braunen, mit dem Ausklauben von Grassamen beschäftigt (Spermaphila-Arten) und noch wenige Schritte von unserem Gehöfte weg begrüßt uns Pitangus licitor, ein mittelgroßer Tyrannide mit schön schwefelgelbem Bauche, mit seiner trock fräschenden Lauten nicht unangenehmen Gelangesstrophe. Wiederholen wir abends, gegen einbrechende Dunkelheit den nämlichen Gang, so überrascht uns ein großer Ziegenmäher mit weißer Binde im Flügel durch die stattliche Unzahl der Individuen, die in magistralen Flug-Evolutionen die Luft rings um uns her förmlich erfüllen (Podager naeunda) und nicht minder wundern wir uns über die Unzahl von Tauben, die in geschlossenen Schwärmen den Flußufern zu eilen, wo sie auf die Bambus-Stauden einfallen und die Rohre derartig dicht besetzen, daß diese unter dem Gewichte schier brechen und wie schwache Gerten sich nach allen Seiten bodenwärts neigen.

Ein zweiter Ausflug sei der Rekognosierung des benach-

barten Flusses und eines Binnenland-Sees gewidmet. Wir benötigen hierzu einen Kahn, zu dem wir nach einer je nach Ebbe oder Flut mehr oder weniger beschwerlichen Kletterpartie über die „Caiçara“, die Landungsbrücke, hinunter gelangen, deren seitliche Geländer den Lieblingsaufenthalt einer hübschen, weißen und metallisch-grünen Flügelschwalbe (*Tachycineta albiventris*) bilden. Noch sind die ersten Ruderschläge nicht geschehen, so trifft unser Ohr das gellende Gejohre eines am gegenüberliegenden Ufer in geringer Höhe über dem Wasser pfeilschnell dahineilenden Vogels. Es ist eine der dortigen Eisvogel-Arten, von denen es nicht weniger als fünf gibt, von Baumköniggröße stufenmäßig bis zum Kaliber eines Eichelhäfers, und oft gleichzeitig ein und dieselbe Lokalität bewohnen. Die Fahrt ist angetreten; wir halten uns an die Nähe des Ufers und gleiten langsam flussaufwärts unter möglichster Vermeidung jedes Geräusches. In den sattgrünen Montrichardien, welche stellenweise auf kürzere und längere Strecken, die der periodischen Wiederkehr von Ebbe und Flut unterliegende Uferzone in imposanten Beständen besetzt hält, bemerken wir einen großen rostfarbenen Vogel mit schwarzem Kehlfleck; er hat uns gesehen und stößt einen melancholisch-weinerlich klingen-

geler Wachshaut und weißer Querbinde am Schwanze ansichtig werden — es ist die *Urubutinga zonura*, eine Adlerart. Das Gefreische, welches gleich darauf unser Ohr trifft, röhrt von einem starken Flug kleiner grüner Keilflügelsittiche her, die einen weißlich-gelben Flügelspiegel aufweisen (*Brotogeris virescens*); es ist eine Art, die mir eine ausgesprochene Vorliebe für die Siriuwa-Wälder zu besitzen scheint, denn ich traf sie auch im guhanischen Küstengebiet regelmäßig unter denselben örtlichen Umständen. Derartige Waldstellen besucht auch gerne der *Motchnabell-Tukan* (*Rhamphastus erythrorhynchus*), eine der größten Formen des Geschlechtes; es ist aber ein unstatter Geselle, der meist wieder fort ist, bis wir die Stelle erreichen, wo eben noch seine lustig flötende Strophe heraukommt. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit können wir hier auch auf das Zusammentreffen mit dem griesgrämigen Kahnchnabel (*Cancromia cochlearia*) rechnen, mit kleineren Gruppen von Schlangenhalstauchern (*Plotus anhinga*), vielleicht auch mit einer Kolonie von Nimmerfatt-Störchen (*Tantalus loculator*), untermischt mit zart rosa-farbenen Löffelreihern und brennend roten Ibis.



Stattlicher Baum, „Intahyvana“ (Crudya Pariva D. c.), Cap Magoary, Insel Marajó.

den Ruf aus. Es ist der Fischervussard (*Icthyoborus nigriceps*), dem wir jetzt sozusagen auf Schritt und Tritt begegnen werden. Die nämlichen Uninga-Wiesen sind auch der bevorzugte Aufenthaltsort des Zigeunerhuhnes (*Opisthocomus cristatus*), eines sonderbaren Vogels von Fasanen-Habitus; hier weiden sie, in zahlreichen Scharen von 2—50 und mehr Stück, von den ätzend schmeckenden Blättern, hier brüten sie und hier rollt sich kleinbürgerlich, philisterhaft ihr ganzes Leben ab. Auch zwei schwarze Madenlücke, ein großer und ein kleinerer, frequentieren gesellschaftsweise solche Orte. Leuchtend weiße und purpurrote Punkte, die wir in Mehrzahl über die Neste eines quer über den Fluss gestürzten Baumriesen ausgetäfelt sehen, erkennen wir beim Näherkommen als lichte Reiher in zwei Größen-Formaten und als Ibis; schon streichen einige, misstrauischere ab, hier einer, dort zwei, drei und plötzlich erhebt sich die Gesamtheit in einer dichten Wolke, dem Schneegestöber ähnlich, das der Wirbelwind fasst. Jetzt beginnt lustiger Abicennen-Wald sich zu erheben, erst links, dann auch rechts und bald schließen sich die beiderseitigen Kronen zu, trotz deren windiger Struktur, angenehm schattigen Arkaden zusammen. Es geht nicht lange, bis wir eines statlichen schwarzen Raubvogels mit chrom-

Die Arkaden thun sich auf; wir haben wiederum den klaren Tropenhimmel über uns und tausendsach glitzert und bricht sich der Licht- und Wärmestrahl der Äquatorial-Sonne an den Kronen halbhoher Uferbäume und auf dem üppigen Blätterteppich, mit dem mancherlei Ulianen die Büsche und Sträucher überziehen. Eine neue Seite des Vogellebens tritt uns hier entgegen. Augenscheinlich mehr durch das scharfe Gehör, als durch den Gesichtssinn geleitet, wird durch jeden Ruderichlag aus dem grünen Guirlanden-Labyrinth ein neuer Schwarm von in allen Altersstadien stehenden Nachtreibern aufgescheucht, die nach allen Richtungen auseinanderstieben und in ärgerlichem Gefreische die Verlegenheit befinden, welche ihnen durch die Notwendigkeit, rasch ein neues, schattiges Versteck ausfindig zu machen, bereitet wird. Wir fahren so vielleicht eine Viertelstunde lang, beständig eine Wolke von dreißig, fünfzig und mehr Individuen solcher Reihervögel vor und um uns her und es braucht wahrlich kein sonderliches Jägergeschick, um das Fahrzeug mit einer Hekatomben von diesen tölpischen Nycticorax zu füllen. Mehr Scheu legt der große Magoary-Reiher (*Ardea cocoi*) an den Tag; er steht schon in der Ferne auf und läßt über der Landschaft seinen schauerlich rauhen Alarmruf ertönen, den das Echo am Waldrande zurückgibt.

(Schluß folgt).